

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Viele Köche...
Autor: Lauterburg, Ed.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750273>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VIELE KÖCHE . . .

In seinem bemerkenswerten Artikel *Politische Ergebnisse*, vom 1. Januar 1915, kommt S. Zurlinden zu dem Schlusse, die Gefahr eines Kriegsausbruches würde vermindert, wenn „mehr Verantwortliche als bisher prüfen und entscheiden könnten, ob es nun wirklich nicht mehr anders geht, als dass der Krieg erklärt wird. Das wird möglich sein mit einem Erwachen des demokratischen Geistes in Europa.“ Vor Zurlinden hatte schon, wenn ich mich nicht irre, der schwedische Gelehrte Aal vorgeschlagen, den Nobelpreis für den Frieden diesmal dem zuzuerkennen, der eine internationale Bewegung dafür einleite, dass künftig Kriege nur nach Volksabstimmungen möglich seien.

Dass der letztere Vorschlag, die Kriegsgefahr einzudämmen, sich schon aus praktischen Gründen nicht aufrecht erhalten lässt, liegt auf der Hand, da in einem großen Lande wie Russland eine Volksabstimmung gar nicht möglich wäre, jedenfalls aber viel länger dauern würde als in einem kleinern; ein paar kleinere Länder also längst mobilisiert hätten und ein großes überfallen könnten, bevor dessen Abstimmung nur recht im Gange wäre.

Aber auch die Ausführung von Zurlindens weniger weitgehendem Wunsch nach größern über den Krieg entscheidenden Behörden bürge die Gefahr der Umständlichkeit in sich. Die Mobilisation muss von einem Augenblick zum andern beschlossen werden können. Das wäre ausgeschlossen, wenn man dazu erst eine Behörde zusammenberufen oder zur Urabstimmung veranlassen müsste, deren Mitglieder im ganzen Lande zerstreut sind. Andererseits dürfte die Möglichkeit einer Mobilisation auch nicht zu früh im Lande bekannt werden. Einen so lächerlichen Sturm wie den unseres als nüchtern gepriesenen Volkes auf Banken und Spezereihandlungen in den ersten Augusttagen 1914 wollen wir erst riskieren, wenn der Kriegsausbruch wirklich sicher ist.

Ich will mich aber hier nicht weiter über diese praktischen Gründe verbreiten. Wichtiger ist mir die Frage, ob es denn ausgemacht sei, dass eine größere Zahl von Bürgern weniger schnell zum Entzünden der Kriegsfackel bereit sein werde als einzelne Männer. Ich wäre noch geneigt, die Frage zu bejahen, wenn es sich um eine Volksabstimmung handelte, vor der sich jeder zuhause

die Sache ruhig überlegen könnte. Eine große Behörde aber kann sich durch dieselben Privatinteressen, Umtriebe und Leidenschaften in ihren Entschlüssen bestimmen lassen wie eine kleine. Ja, es könnte ja sehr gut der Fall eintreten, dass an der Spitze eines Landes ein oder ein paar friedliebende Männer stünden; die ihnen zunächststehende Behörde sich aber zum großen Teil aus Leuten zusammensetzte, die einen Krieg herbeiwünschen, sei es nun, dass ein solcher ihrem Nationalhochmut schmeichle, oder dass sie dabei eine Beförderung zu erfahren oder auch nur ihre seit Jahrzehnten ausgeklügelten Schlachtenpläne einmal auf ihre Richtigkeit zu erproben hoffen, oder sei es endlich, dass sie von einem Kriegsmateriallieferanten soundsoviel Prozent bekommen.

Nicht die *Zahl* der über den Krieg Entscheidenden scheint mir also ausschlaggebend zu sein, sondern ihr *Charakter*. Nicht die Verantwortlichkeit auf viele Schultern *verteilen* sollte man, sondern sie den Wenigen recht zum *Bewusstsein* bringen.

Oder haben wir etwa auf andern Gebieten als dem des Krieges die Erfahrung gemacht, dass im Staatsleben eine größere Behörde vernünftiger urteilt und mehr zum Nutzen der Gesamtheit handelt als eine kleine? Nicht, dass ich wüsste. Ich halte im Gegenteil dafür, dass die Ordnung in einem Gemein- oder Staatswesen wächst, je kleiner dessen Behörden, je stetiger also deren Beschlüsse sind.

Es erübrigt mir, im folgenden ohne Rücksicht auf den schon übergenuß erörterten Krieg zu zeigen, wieso *eine kleine Zahl von Menschen im allgemeinen besser und schneller urteilt und handelt als eine größere*.

1. Eine kleine Behörde ist *leichter zusammenzustellen*. Da die gescheiten und zugleich gemeinnützigen Männer sehr dünn gesät sind, sollte man froh sein, wenn man ihrer nicht viele zu wählen braucht.

Man wird einwenden: „Es müssen doch darin möglichst viele Berufs- und Interessengruppen vertreten sein.“ In der Tat zeichnet sich denn auch der gegenwärtige Parlamentarismus nicht mehr durch ein Abwägen von grundsätzlichen Entscheiden, sondern durch ein Sich-die-Wagehalten verschiedener Berufs- oder Interessengruppen aus. Ob das eine Auszeichnung der heutigen Parlamente ist, ist eine andere Frage. Jedenfalls benutzen manche Abgeordnete die Zugehörigkeit zu einer Gruppe nicht nur zur fachmännischen Be-

urteilung eines vorliegenden Geschäftes, sondern auch zu dessen Abwicklung im Interesse ihrer Gruppe.

Die Tatsache, dass einer Fachmann ist, bürgt also noch nicht für seine Fähigkeit, das Gemeinwohl in der Behörde zu fördern. Umgekehrt hat sich schon manches genial veranlagte oder auch nur seine Arbeit mit eisernem Fleiß und großer Hingebung anpackende Mitglied einer Behörde in kurzer Zeit fähig gezeigt, ein ihm bis dahin fremdes Gebiet zu beherrschen und es von einem höhern Standpunkt als dem des Fachmanns zu beurteilen.

Wie wir zu wählen hätten zwischen einer kleinen Behörde von gescheiterten *und* uneigennützigern Männern einerseits und einer größern von Durchschnittsmenschen andererseits, ist klar. Leider aber dürfen wir nicht mit dieser Alternative rechnen. Vielmehr haben wir uns angesichts der Ergebnisse der bestehenden Wahlsitten zu fragen: Was ist für's Gemeinwohl ersprißlicher, eine Behörde, die sich aus wenigen, oder eine, die sich aus vielen Durchschnittsmenschen zusammensetzt?

Auch dann möchte ich die kleinere Behörde vorziehen, da ich glaube, vereinzelte gute Elemente kommen in einer solchen besser zur Geltung als in einer großen, und zwar aus folgenden Gründen.

2. *In kleinem Kreise kommt eher der tüchtige Bescheidene, im großen der eitle Schwätzer zum Wort*; besonders der heutige Abgeordnete, von dem Karl Lamprecht in seiner *Deutschen Geschichte* (2. Ergänzungsband, 2. Hälfte) sagt: „Er redet aus dem Parlament nur zu gern zum Volke, statt zu den Anwesenden; und eine ins Ungeheuerliche angewachsene Presse, deren geistige Regsamkeit zur Massenhaftigkeit und Schnelligkeit der Produktion im umgekehrten Verhältnisse zu stehen pflegt, verbreitet seine Worte in handwerklicher Geschäftigkeit.“

Was für Durchschnittsware wir gegenwärtig in unsern Parlamenten haben, geht u. a. aus ihren Besuchsziffern hervor. Je mehr die Abgeordneten nur gewisse Interessengruppen vertreten, desto mehr beschränken sie ihre Aufmerksamkeit eben auf die speziell ihre Gruppe angehenden Fragen.

Ist es nicht eine Schande, wenn z. B. im bernischen Großen Rat nie mehr als zwei Drittel der Mitglieder anwesend sind, ja wenn dieser Rat bei wichtigen Verhandlungen, wie über das Armenpolizeigesetz (30. November 1910) oder über das Gesamtbudget des

Kantons (19. November 1913) zeitweise beschlussunfähig ist; wenn der Nationalrat (am 2. November 1910) einen wichtigen Beschluss über den Beitrag der Arbeitgeber an die Unfall- und Krankenversicherung mit 45 gegen 16 Stimmen, also bei Abwesenheit von 106 für das Wohl des Vaterlands verantwortlichen Vertretern des Volkes, fassen muss, oder wenn im selben Rate (am 15. Juni 1911) bei einer der wichtigsten Abstimmungen über die Unfall- und Krankenversicherung einige Mitglieder beim Namensaufruf „hier“ antworteten, statt „ja“ oder „nein“? Ein trauriges Bild der Gleichgültigkeit bot auch die Sitzung des Nationalrates im Jahre 1913, in der Freiburghaus seine Interpellation wegen der immer größeren Ausdehnung der Maul- und Klauenseuche vor ganzen 58 Ratsmitgliedern begründen musste. Und wer weiß, wie viele von diesen nicht nur körperlich, sondern auch geistig anwesend waren und nicht Zeitungen lasen oder Briefe schrieben! Nie werde ich den niederschlagenden Eindruck vergessen, den ich als Jüngling bei meinem ersten Betreten der Tribüne des Nationalrats empfang. Voll Begeisterung für die erlesene Schar, die, mit heiligem Eifer ihrer hohen Aufgabe bewusst, die Geschicke des Vaterlandes zum Guten leiten sollte, ging ich hin. Und was sah ich? Viel leere Bänke. Auf einigen Bänken lesende oder schreibende Herren; und zwar erkannte man, dass sie nicht irgend eine Botschaft lasen oder Notizen zur Rede des eben Sprechenden machten, sondern Zeitungen und Briefe lagen vor ihnen auf den Pulten. In den Ecken des Saales ein paar plaudernde Tagediebe. Aufmerksame Zuhörer nur wenige. (Dabei werfen die Politiker dem *Volke* Gleichgültigkeit in staatlichen Angelegenheiten vor!)

Dieses Reden für die Wähler einerseits und diese Gleichgültigkeit der Zuhörer andererseits ist nun offenbar weniger an der Tagesordnung in einer kleinen Behörde, in der die Verantwortung sich nicht auf viele Schultern verteilt.

Auch kann in einer kleinen Behörde ein unbedeutendes oder geradezu gemeinschädliches Mitglied sich weniger lange halten, als in einer großen. Es wird ja niemand behaupten wollen, dass im allgemeinen die Uneigennützigsten und Aufrichtigsten als Vertreter des Volkes gewählt werden; sondern wer nur ein wenig in das Wahlgetriebe hineingesehen hat, wird mir zugeben: Wenn nicht meistens, so werden doch sehr oft einfach die Reichsten, die

Schlausten, die größten Maulhelden oder die gefügigsten Parteitrabanten gewählt. Schon Dante sagte: „Un Marcel diventa ogni villan che parteggiando viene“ (Ein großer Mann wird jeder Flegel, der sich eifrig zu einer Partei hält). Sieht man aber diese Leute einmal an der Arbeit — und in kleinem Kreise werden sie eher dazu angehalten — so wird die Spreu bald vom Weizen geschieden.

3. „*Die Kräfte der vereinigten Menschen beeinträchtigen sich gegenseitig, statt sich zu steigern.* Das ist so wahr, dass von einer Vereinigung von Menschen, deren jeder für sich Besseres hätte leisten können, etwas Mittelmäßiges hervorgeht. Die Menschen, sagte Galilei, sind nicht wie Pferde, die vor einen Wagen gespannt sind und alle ziehen; sondern wie losgelassene Pferde, die rennen und deren *eines* den Preis gewinnt.“

Diese Worte A. Gabellis in seinem Buche *L'Istruzione in Italia* (Bologna 1911) sind eigentlich die Quintessenz dessen, was Gustave Le Bon in seiner mit Recht berühmten *Psychologie des Foules* (Paris, 4. Auflage 1899) aussprach.

Schon Lessing hat gesagt: „Wer die Wahrheit sucht, darf nicht die Stimmen zählen“; und Goethe: „Ich finde immer mehr, dass man es mit der *Minorität*, die *stets die gescheiterte* ist, halten muss.“ Das ist natürlich *cum grano salis* zu verstehen. Aber wie oft überkommt einen nicht dasselbe Gefühl bei Betrachtung unserer Parteiversammlungen, Parlaments- und Kommissionssitzungen! Welche Anträge erhalten da am leichtesten Stimmenmehrheit? Etwa die, welche dem zu bekämpfenden Übelstand am tatkräftigsten zu Leibe gehen? Nie und nimmer. Denn in jeder größeren Behörde sitzen Leute, die ein Interesse an der Erhaltung jenes Übelstandes, z. B. eines schlechten Steuergesetzes, haben. Die will man nicht vor den Kopf stoßen. Auch brauchte es viel mehr Zeit und hauptsächlich Denkarbeit, um eine gründliche Änderung durchzuführen; also lässt man es bei der Flickarbeit bewenden.

Und zwar lassen sich zu solchen Beschlüssen Leute mitreißen, die einem Freunde gegenüber gerne die gewagtesten Reformen verteidigen; ja, sie tun dies vielleicht sogar noch vor einem zahlreichen Kreise, etwa in einer Schützen- oder andern Festrede, wo keine Gefahr ist, dass man sie beim Wort nimmt. Sobald sie aber im Rate sitzen, wo sie ihren Antrag gegen andre, ihnen überlegne oder geschäftlich nützliche Redner verteidigen müssen, schwindet

ihre Zuversicht. Wer noch eben im vertrauten Kreise den Mund sehr voll nahm, ist nun merkwürdig bescheiden, ja kleinlaut geworden; und je größer die Versammlung ist, desto weniger darf er mit seiner abweichenden Meinung hervorrücken. Es weiß gewiss jeder Leser mehrere Beispiele für diese Beobachtung anzuführen.

Hätte nun diese Feigheit nur *den* Nachteil, dass sie die Einführung einer guten Neuerung oder die Besetzung einer Stelle mit einer tüchtigen Kraft um ein paar Jahre *verzögerte*, so könnte man sich noch darein ergeben. Wie oft aber wird um der lieben Mehrheit willen nicht nur kein guter, sondern ein geradezu schlechter Beschluss gefasst, ein schlechtes Individuum auf Kosten eines guten bevorzugt, so dass eine Besserung der Verhältnisse auf absehbare Zeit nicht eintreten kann! Entweder hatte die gute Anregung, der tüchtige Kandidat im Rate einen zu bescheidenen Vertreter, während man das freche Maul oder die Ränke der Gegenpartei fürchtete; oder jener Vertreter erregte die Langeweile der Zuhörer durch gewissenhaftes Eingehen auf die Gründe und Gegen Gründe seiner Anregung, während die Gegenpartei viel schöne, wenn auch leere Worte zu drechseln wusste. Wird nämlich der Bescheidene um so schüchterner, je größer die Gesellschaft ist, so wird der Freche nur um so dreister; ja sogar der Feige bekommt, wenn er sich von andern unterstützt weiß, Mut.

Fragt man dann nach einer Sitzung die einzelnen Mandarinen nach den Gründen ihrer unerwarteten Stellungnahme, so sagt der eine, er sitze in dieser Kommission nicht als Persönlichkeit, sondern als Vertreter der öffentlichen Meinung, und diese sei *gegen* die besprochene Neuerung. Ein zweites Mitglied hat aus taktischen Gründen anders gestimmt, als es ihm sein gesunder Menschenverstand eingegeben hätte; es hatte seine Partei-, Stammtisch- oder Kirchgenossen noch nicht um ihre Meinung über diesen Gegenstand befragt. Ein Dritter fürchtet, durch einen von der öffentlichen Meinung abweichenden Entscheid Kunden zu verlieren. Ein Vierter wollte nicht der einzige sein, der die Neuerung verteidigte, usw.

Eine lustige Probe auf die Verdummung der in größerer Zahl zusammensitzenden Menschen machte einst der Abstinenzapostel Arnold Bovet in Bern. Als er eines Tages eine Sitzung abhielt, schlug er etwas ganz Unsinniges vor, um seine Mitberater, die zu all seinen Anregungen Ja und Amen zu sagen pflegten, ad ab-

surdum zu führen. In der Tat waren alle mit seinem Vorschlag einverstanden, außer einem. Dem kam die Sache doch zu merkwürdig vor. Er erlaubte sich einige Einwände. Da erklärte Bovet lachend, es sei ihm mit seinem Antrage gar nicht ernst gewesen.

Auch der französische Diplomat Melchior de Vogüé hat wohl nicht aus den Fingern gesogen, was er über die Minister seines Landes sagt: „Diese Männer, die in ihrer Mehrzahl jeder in seinem Departement sich als zur Verwaltung ausgezeichnet befähigt erweisen, scheinen von einer zu Boden schmetternden Lähmung betroffen zu werden, wenn sie am Ratstisch oder am Fuß der Tribüne vereinigt sind, um einen gemeinsamen Beschluss zu fassen.“

Recht hübsch hat Max Nordau die Verflachung der Intelligenz in der Menge sogar auf eine mathematische Formel gebracht. In seinem Buch *Paradoxe* sagt er (S. 51/52):

„Man braucht weder besonders tiefsinnig zu sein, noch besonders scharf zu beobachten, um zu bemerken, dass jede größere Versammlung hoffnungslos mittelmäßig ist. Man setze vierhundert Goethes, Kants, Helmholtz', Shakespeares, Newtons usw. zusammen und lasse sie über konkrete Fragen sprechen und stimmen. Ihre Reden werden sich vielleicht — sicher ist selbst das nicht — von denen eines Kreistags unterscheiden, ihre Beschlüsse nicht. Warum? Weil jeder von ihnen neben seiner Sonderart, die ihn zu der ausgezeichneten Individualität macht, die er ist, die ererbten Gattungseigenschaften hat, welche ihm nicht nur mit seinen Nachbarn in der Versammlung, sondern auch mit allen namenlosen Vorübergehenden auf der Straße gemeinsam sind. Man kann das so ausdrücken, dass alle normalen Menschen ein gemeinsames von gleichem Werte haben, das wir a nennen wollen; und die hervorragenden noch dazu ein Besonderes, das in jedem Individuum verschieden ist und das wir bei jedem verschieden bezeichnen müssen, also b , c , d usw. Sind nun 400 Menschen beisammen, und wären sie allesamt Genies, so bedeutet das, dass wir 400 a , dagegen nur ein b , ein c , ein d usw. vor uns haben. Da ist es dann nicht anders möglich, als dass die 400 a über das eine b , c , d usw. glänzend siegen; das heißt, dass das Gemeinmenschliche das Individuelle in die Flucht schlägt, dass sich die Baumwollnachtsmütze über den Doktorhut stülpt.“ (Ich bemerke gleich, dass der Doktorhut hier nur ganz zufällig als Sinnbild des Genies gewählt ist. Max Nordau

gäbe mir sicher recht, wenn ich behaupte, dass ein Doktorhut oft lange Ohren verdeckt.)

Nun ist es schon bedauerlich genug, wenn der Einfluss der Menge die *Intelligenz* verflacht. Um wieviel trauriger aber ist die Wahrnehmung, dass er auch den *Charakter* verdirbt. Der vor einem Jahre verstorbene italienische Jurist und Psychologe Scipio Sighele weist dies aufs deutlichste in seinem 1913 in neuer Auflage erschienenen Buche *Morale privata e Morale politica* (Mailand, Treves) nach. Da zeigt er, wie leicht der Abgeordnete zu einem Menschen mit doppeltem Gewissen wird. Ein „Onorevole“, den man um seine Meinung über die Ehescheidung bat, habe geantwortet: „Als Mensch bin ich für die Ehescheidung, als Abgeordneter nicht.“ Dann sagt Sighele weiter, jeder Leser kenne gewiss viele hervorragende Männer, die sich durchaus nicht schämen, zu bekennen: „Ich für meine Person bin Atheist oder zum mindesten religionslos; aber als Gemeinderat finde ich es richtig, dass in der Schule die katholische Religion unterrichtet werde.“ Oder: „Ich als Bürger bin der Ansicht, man müsse die öffentliche Meinung frei und unabhängig lassen; aber als Minister des Innern würde ich es als unverzeihliche Ungeschicklichkeit betrachten, keine Zeitung finanziell zu unterstützen, damit sie die Regierung verteidigt.“ Oder: „Als Privatmann verachte ich den und den; aber als Politiker muss ich ihn verteidigen und gar — für ihn stimmen, da er nun einmal zu meiner Partei gehört.“

Wie dieses Doppelspiel mancher Abgeordneter im Ratssaal und in den Wandelgängen zum Ausdruck kommt, schildert Sighele köstlich in seiner Schrift *Contro il Parlamentarismo*, der ich schon die Aussprüche Gabellis und de Vogüés entnommen habe. Ich kann mir nicht versagen, die Stelle hier zu übersetzen:

„Die Kammer ist im Grunde, psychologisch genommen, ein Weib, und zwar oft ein hysterisches Weib. Dass diese demütigende Definition wahr ist, zeigt sich am besten bei Betrachtung des Unterschiedes zwischen den Abgeordneten, wenn sie im Saale, und den Abgeordneten, wenn sie in den Wandelgängen sind. Die außerordenliche Beweglichkeit ihrer Seelenstimmung kann in der Tat mit nichts anderem als mit hysterischen Wallungen verglichen werden. Dieselben Männer, die du soeben noch mit Stimme und Gebärde einander hast bedrohen und mit Blicken hast herausfordern sehen,

siehst du jetzt einander lächelnden Mundes entgegensehen und sich freundschaftlich die Hand reichen. Geht ein Minister vorüber, so empfangen ihn die, welche ihn eben noch mit Schmähungen überhäuft haben, lachend und beglückwünschen ihn zu seiner glänzenden Replik; vielleicht — und darin liegt das Gift — benutzen sie die Gelegenheit noch gerade, um ihm eine Bittschrift zu empfehlen. Die gegenseitigen Beziehungen sind verändert, und noch mehr die Redensarten und die Urteile. Die Reden, denen man Beifall klatschte; der Antrag, den man mit seiner eignen Stimme unterstützte, werden nun zum Gegenstand herber Kritik. Der eine spricht mit Ironie von der von ihm vertretenen Anschauung, mit Bitterkeit von den Personen, die er unterstützt hat. Ein anderer drückt sich mit großer Zurückhaltung über Leute und Ideen aus, die er heftig angegriffen hat. Die Redensarten, die man im Saale mit Donnerstimme als unerschütterliche Grundsätze verkündet hat, werden nun ins Lächerliche gezogen. Wer ausrief, das Heil sei in der Freiheit zu suchen, verlangt jetzt zur Rettung der Sachlage nach einer Persönlichkeit, m. a. W. nach einer Diktatur. Wahrheit diesseits, Irrtum jenseits der Saaltüre. Auf der einen Seite das Schauspiel, auf der andern die Wirklichkeit.“

In dieser Allgemeinheit könnte man natürlich bei uns von einer solchen Doppelzüngigkeit der Abgeordneten nicht reden. Aber Anfänge dazu sind vorhanden. Die gemeinsamen Mahlzeiten und Ausflüge bei Anlass von Kommissionssitzungen und Festlichkeiten bieten in unserm Lande besonders reichlich Gelegenheit zum Anstoßen nicht nur mit politischen Gegnern, sondern auch mit Leuten, die man als Menschen verachtet. Ja, wie Greulich die Moral als etwas dem *wirtschaftlichen* Leben Fremdes erklärt (Nationalratssitzung vom 9. Oktober 1913), so wird er und wohl noch der und jener schweizerische Abgeordnete behaupten, sie habe auch nichts mit der *Politik* zu tun.

Es sieht auch in der gegenwärtigen europäischen Politik wirklich so aus, als ob diese mit der Moral nichts zu schaffen hätte. Der eine Staat bricht Verträge, ein anderer konfisziert Privateigentum, ein dritter fängt Waren neutraler Staaten ab. Das alles setzt eine Gesinnung voraus, die sagt: „Dem Staat ist alles erlaubt, er hat sich um keine moralischen Gesetze zu bekümmern“; das Seitenstück zu der Gesinnung jener zahlreichen angesehenen Bürger und

zum Teil Staatsbeamten, welche sagen: „Dem Staate gegenüber ist alles erlaubt, wenn man sich nur nicht erwischen lässt“, und welche auf dessen Kosten Waren schmuggeln und Steuern unterschlagen.

Eine so gemeinschädliche Gesinnung dämmt man nun nicht ein, indem man die Behörden, die über wichtige Fragen wie Krieg und Frieden zu entscheiden haben, vergrößert oder vermehrt; sondern indem man in die Behörden möglichst wenig von den Leuten schickt, welche die Moral von der Politik ausschalten wollen. Neben dem Charakter der Regierenden ist das Regierungssystem Nebensache; wie uns auch die besten Gesetze nichts nützen, wenn sie schlecht vollzogen werden.

THUN

ED. LAUTERBURG



DIE WITWE

Von SALOMON D. STEINBERG

So geht sie Tag für Tag im Garten,
Dem keine letzte Rose blüht.
Schmerzvoll in ihrer Seele glüht
Ein dunkles, drängendes Erwarten.

Kaum war doch Tag ins Haus gezogen,
Der Sommer glühte auf dem Land,
Glanzvoll zum allerfernsten Rand
Lag meine Welt ins Licht gebogen —

Und schon ward Herbst —? Wie schnell erloschen
Die Rosen und die Nelken sind;
Die Felder liegen leer im Wind,
Ihr reifer Segen wird gedroschen,

Und Haupt an Haupt liegt auf der Tenne,
Zerschlagen, tausendfach vermengt.
Mein Mann — wo liegt verstümmelt und versengt
Dein Körper, dass ich ihn erkenne?

Und in mir dehnt sich junges Leben;
Ich aber bin nicht seiner froh,
Du liegst so weit — wer weiß nur wo —
Und hast es mir doch einst gegeben.

